

it

Sigr
Damm
Im
Kreis
treibt
die Zeit



insel taschenbuch 4751
Sigrid Damm
Im Kreis treibt die Zeit



Sigrid Damms Buch ist eine nachgetragene Liebe an ihren Vater. Ihr ganzes Leben lag sie mit ihm in Widerstreit, lehnte ihn ab. Erst kurz vor seinem Tod kam es zu einer zaghaften Annäherung. Über zwanzig Jahre später beginnt sie, dem Lebensweg ihres Vaters nachzuspüren.

Papiere und alte Fotos, die viele Jahre im Keller lagerten, werden befragt; parallel dazu die historischen Einschnitte, die sein Leben bestimmten, geschildert. 1903 in Gotha geboren, 1993 dort gestorben, wurde er Zeuge von Kaiserreich, Weimarer Republik, Naziherrschaft, DDR-Regime und Bundesrepublik. Sigrid Damms vorsichtige, beharrliche Spurensuche gibt Antworten auf Fragen, die sie dem Vater nie gestellt hat.

Sigrid Damm, in Gotha/Thüringen geboren, lebt als freie Schriftstellerin in Berlin und Mecklenburg. Die Autorin ist Mitglied des P.E.N. und der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Sie erhielt für ihr Werk zahlreiche Auszeichnungen, unter anderem den Feuchtwanger-, den Mörike- und den Fontane-Preis.

Im Insel Taschenbuch liegen außerdem u. a. vor: *Goethes Freunde in Gotha und Weimar* (it 4444); *Sommerregen der Liebe* (it 4580).

Sigrid Damm
Im Kreis treibt die Zeit

Insel Verlag

Erste Auflage 2020
insel taschenbuch 4751
© Insel Verlag Berlin 2018

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der
Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und
Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: Joachim Hamster Damm /

hißmann, heilmann, hamburg

Umschlagabbildung: privat

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36451-1

Im Kreis treibt die Zeit

Für H-J. W.

I

Mein gespanntes, um nicht zu sagen ablehnendes Verhältnis zu meinem Vater. Fast lebenslang.

War dafür ein Erlebnis in der frühen Kindheit ausschlaggebend? Ich muß fünf oder sechs Jahre gewesen sein. Mit meiner Mutter war ich zu Besuch in Erfurt bei den Großeltern mütterlicherseits. Die Erwachsenen hatten etwas zu besprechen, schickten mich aus dem Zimmer. Meine Neugier, ich hielt das Ohr an die Tür, lauschte. Es ging um meinen Vater. Der Großvater beschwor meine Mutter, sich von ihm zu trennen, sie solle berufstätig werden, sich zur Neulehrerin ausbilden lassen. Das Wort *Scheidung* fiel, wurde wiederholt. Ein Wortschwall, was meinem Vater alles fehle. Ein hartes Urteil dann über ihn, mehrfach wiederholt, *er taugt nichts, taugt nichts ...* Die Autorität meines über alles geliebten Großvaters. Nun wußte ich es ...

Das Wort *Scheidung* war für mich als Kind ein Zauberwort. Oft, wenn ich mit meiner drei Jahre älteren Schwester und den Eltern am Eßtisch saß, schloß ich die Augen und ließ meinen Vater verschwinden. Wenn die Mutter sich scheiden lassen würde und wir nur mit ihr zusammenleben könnten, schien mir alles gelöst.

Aber mein Zauberwort, das ich mit geschlossenen

Lippen nach innen murmelte, hatte keine Kraft. Entweder stieß mich meine Schwester unsanft an, oder die Stimme des Vaters sagte: Träum nicht. Und wenn ich die Augen öffnete, war er noch da.

Ob jemals eine Scheidung zwischen meinen Eltern im Gespräch war, ich weiß es nicht. Meine Mutter aber trennte sich nicht von meinem Vater, hatte auch nicht den Mut, sich zur Lehrerin ausbilden zu lassen.

Meine Eltern führten eine schwierige Ehe. Jeder war auf seine Weise unglücklich. Ihre ständigen Auseinandersetzungen, deren Sinn wir als Kinder weder nachvollziehen noch verstehen konnten. Am Ende stand immer, man konnte darauf warten, der Satz meines Vaters: *Wären wir nur nach dem Westen gegangen.*

Die belastenden, ermüdenden Streitigkeiten der Eltern. Mit dem Verschwinden des Vaters, glaubte ich, hätten sie ein Ende.

Warum aber waren wir auf seiten meiner Mutter? Von klein auf machte sie uns zu ihren Vertrauten, schüttete uns ihr Herz aus. Es gab kaum eine Handlung des Vaters, die sie nicht uns gegenüber mit Kritik bedachte. So gelang es ihr, meine Schwester und mich auf ihre Seite zu ziehen. Wir glaubten, daß sie im Recht, der Vater dagegen im Unrecht sei. Auch der geliebte Großvater verhehlte seine Abneigung gegen seinen Schwiegersohn nicht. Ebenso die Großmutter. Wie lange kann ein Kind dem widerstehen?

So wurde ich als kleines Mädchen, dann als Heranwachsende und selbst noch als Erwachsene zur

Komplizin meiner Mutter. So war es bis zum Ende ihres Lebens. Bis dahin teilte ich ihre Sicht auf ihren Ehemann, meinen Vater.

Im September 1991 starb meine Mutter. Achtzig Jahre war sie geworden. Mein Vater ging auf sein neunzigstes Jahr zu. Über zwei Lebensjahre werden ihm noch vergönnt sein.

Erst in diesen zwei Jahren vor seinem Tod – er starb im November 1993 – veränderte sich, überraschend, verstörend, beglückend, mein Verhältnis zu ihm. Doch davon wird später zu erzählen sein.

In den Wintertagen 1994 löste ich mit Schwester und Schwager die Wohnung auf, in der der Vater bis zu seinem Tod gelebt hatte.

Die besonderen Wünsche der sechs Enkel, der eine wollte den Schreibtisch des Großvaters, der nächste den schweren eichenen Bücherschrank, der dritte aus der einstigen guten Stube, dem Eßzimmer, den Ausziehtisch mit den sechs gepolsterten Stühlen. Barometer, Atlanten, Bücher und Schallplatten waren begehrt. Besteck und altes Porzellan teilte ich mit meiner Schwester.

Ich nahm die im Schreibtisch befindlichen Unterlagen meines Vaters, Mappen mit amtlichen Papieren, handschriftliche Büchlein und die an anderer Stelle gefundenen Kuverts und kleine Kästen mit vergilbten Fotos an mich, verstaute sie in einem großen Karton.

Manches wollte niemand, selbst die Neugierigen nicht, die auf unsere Annonce hin kamen. Wir überließen alles einem Mann, der sein Geld mit Haushaltsauflösungen verdiente, er transportierte auch die Möbel an die jeweiligen Wohnorte der Enkel.

Schließlich stand ich an einem Mittag allein in den völlig leeren Räumen der väterlichen Wohnung. Ich übergab sie *besenrein*, wie die Anordnung der Städti-

schen Wohnungsverwaltung lautete. Das schien mir definitiv meine letzte Handlung in Gotha, meiner Stadt, in der ich geboren wurde und aufgewachsen war, in der meine Eltern ihr ganzes Leben verbracht hatten und ich sie, zunächst allein, später mit meinen beiden Söhnen, so oft besucht hatte. Nun würde ich, so schien es mir, sie nicht mehr betreten. Was sollte ich noch hier? Von nun an würde ich eine Fremde in Gotha sein.

Noch am selben Tag verließ ich meine Heimatstadt. Ich erinnere mich, als sei es heute, an die Fahrt mit der Straßenbahn von der Schönen Aussicht zum Bahnhof. Ein letzter Blick. Ein Abschied.

Die Bahn fuhr die Waltershäuser Straße hinab, Myconiusplatz, Bürgerau, an der Myconius-Schule vorbei, die ich acht Jahre besucht hatte. Die Einschulungsfeier im Ernestinum in der Bergallee. Der Zug der Erstkläßler die Bergallee hinab. Ich stolz, Mutter und Großeltern aus Erfurt an meiner Seite, eine riesige Zuckertüte im Arm. Das Schulgebäude der Myconius-Schule, unser Klassenzimmer, zerschrammte kleine Holzbänke mit Pulten; an der Tür postiert die Mutter, die Zuckertüte haltend. Die Lehrerin, Frau Jahn, mit heller sanfter Stimme, rundlich, heiter, ein Haarknötchen, das sich mitunter entrollt, mein Herz fliegt ihr sofort zu (das Jahnchen werden wir sie nennen). Der erste Tag und dann acht Jahre. Ich entsinne mich an den strengen Geruch im Schulhaus, an die Treppen, das Hinauf- und Hinunterrennen, den aufwirbelnden Staub, die merkwürdigen gußeisernen Säulen mit den korinthischen Kapitellen, das Zimmer

des Pionierleiters im Parterre, die tägliche Zuteilung eines trockenen Brötchens, das wir Quikser nannten; aber alles ist entfernt und undeutlich.

Scharf zeichnet sich in meiner Erinnerung allein das hohe Fensterviereck des Klassenzimmers im dritten Stockwerk ab. Ich habe einen Platz am Fenster (die ganze Schulzeit hindurch, niemals sitze ich in der mittleren Bankreihe oder an der Wand), ich sehe hinaus, vor mir ziehende Wolken, ein aufregendes, ständig sich veränderndes Geschehen. Wolken, Regen und Sonne im Fensterviereck, erinnernd ist es mir, als sei das meine Lieblingsbeschäftigung in der Schule gewesen, dieses vorüberziehende Wolkengetier zu beobachten, den Schattierungen des Blaus am Himmel, seinem Farbenspiel, dem düsteren Schwarz an den Wintermorgen, dem allmählichen Hellwerden, seinen Regen- und Windschraffuren zu folgen. Neben dem wunderbaren Jahnchen, das später zu Tode kam – von einer Gothaer Straßenbahn wurde es überfahren –, ist das meine stärkste Erinnerung. Mir fällt noch die Direktorin ein, eine große herbe Frau (hieß sie Hötke oder Höpcke?), sie war mit meinen Eltern befreundet und erzählte ihnen, daß ich eine *artige* Schülerin sei (ein aus der Mode gekommenes Wort). Kein Kunststück, wenn ich sie nahen sah, ließ ich mein Rennen und machte einen Knicks. Mein Vater kommentierte dieses *artig* stets; zu Hause sei es das Gegenteil, und dann kam die Rede von mir als einem *renitenten* Kind. Das Wort, das so oft aus seinem Mund kam, kränkte mich nie, es gefiel mir sogar, mit seinen Hebungen und Senkungen hatte es etwas Tänzerisches.

Auf der Weiterfahrt der Blick in die Jüdenstraße. Die vom Markt abgehenden Gassen: Fritzelgasse, Gretengasse, Hützelgasse, Salzengasse, Jüdenstraße. Der Merkspruch des Vaters für die richtige Folge: Fritz und Gretchen setzen ein Hütchen auf und holen Salz in der Jüdenstraße. Die Papierwarenhandlung Erich A. Fleck dort. Von meinem Vater wurde der Besitzer wegen seiner rauhen Stimme nur Erich A. Knarr genannt. Ein winziger Laden voller Begehrlichkeiten: Kreide, Buntstifte, Papiere, auch Buntpapiere, Bleistiftspitzer, Hefte, Zeichenblöcke. Für mich war der Laden des Erich A. Knarr der aufregendste der Stadt. Nur die am unteren Hauptmarkt befindliche Glaesersche Buchhandlung, in der ein Herr Schöler senior, später ein Herr Schöler junior residierte, konnte der Papierwarenhandlung den Rang ablaufen.

Das Rattern der Straßenbahn. Zur linken Seite die Gadollastraße und das riesige Gebäude, einst Kaserne. Heute ist es Kaufland, ein Konsumtempel, die weite Fläche, auf der früher exerziert wurde, ist ein Parkplatz. Mein täglicher Schulweg, vorbei an dieser Kaserne, in der die »Kasernierte Volkspolizei«, später die »Nationale Volksarmee« untergebracht war. Wenn sie zu Übungen ausmarschierten, immer das gleiche Ritual: In der Höhe unseres Gartens sangen sie: ... *dem Karl Liebknecht, dem haben wir's geschworen, der Rosa Luxemburg reichen wir die Hand ...*

Die Haltestelle Bertha-von-Suttner-Platz, von unserem Haus in der Bohnstedtstraße kommend, sind wir dort stets ein- oder ausgestiegen. Hier sind wir abgefahren, wenn wir mit der Thüringer Waldbahn zu Aus-

flügen nach Tabarz oder Friedrichroda aufbrechen. Hier bin ich in die andere Richtung – wie viele Male in meinem Leben – zum Bahnhof gefahren oder, als ich in der Oberschulzeit ein Praktikum im Gummierwerk im Ostviertel machte, des Morgens gegen fünf Uhr, gemeinsam mit den im Schichtdienst arbeitenden Müttern, die ihre bleichen, aus dem Schlaf gerissenen Kinder bei sich hatten, um sie im Betriebskindergarten oder in der Krippe abzugeben.

Die Straßenbahn bog in die Gartenstraße ein, und ich dachte daran, wie sie sich, als ich Kind war, durch den engen Brühl gequält hatte, die Haltestelle am Schellenbrunnen, Marktstraße, Neumarkt, Erfurter Straße.

Schließlich der Arnoldiplatz. Hier hält die Straßenbahn auch an diesem Abschiedstag. Als sie weiterfährt, zur Rechten die freie Fläche.

Ich schließe die Augen, das Innere des Gothaer Landestheaters taucht vor mir auf. Meine erste Theatervorstellung. Die Erinnerung daran ist wohl die erste, nicht durch Fotos oder Erzählungen, sondern durch eigenes Erleben ausgelöst. Ich war dreieinhalb Jahre. Ich spüre noch den Luftzug, als der Vorhang aufrauscht, fühle meine kleinen Hände auf dem Stoff des Sitzpolsters, erinnere mich, welch großes Entzücken mich erfüllte. Unglaubliches geschah auf der Bühne. Ein Müller mit dickem Bauch, bekleidet mit einer Bundhose, einem weißen Hemd, eine rote Mütze mit Quaste auf dem Kopf, kommt, ein heiteres Lied singend, von einem Berg herab, am Strick führt er einen Esel, einen richtigen Esel (oder war es eine Attrappe?).

Der Müller schreitet mit seinem Esel auf eine Mühle zu, deren große Flügel sich, wie mir schien, im Takt des Gesangs und der klappernden Hufe drehten. Unvergeßlich.

Wenig später wurde der Spielbetrieb eingestellt. In den letzten Kriegstagen fing das Theater durch eine Brandbombe Feuer und brannte vollständig aus, die schwarzverkohlten Mauern aber standen noch nach Kriegsende. Ungeachtet der Proteste wurde der historisch bedeutsame Bau abgerissen. An seine Stelle trat ein häßliches Hochhaus. Auch das ist jetzt verschwunden.

Mein Blick geht zur linken Seite. Das dunkelrote Gebäude der Post. Ich höre die Maschinengewehrsalven, die in den Tagen des Kapp-Putsches hier auf die auf Nachrichten aus Berlin wartende Menge abgefeuert wurden. Daneben das einstige Haus der Freimaurer, 1889 eingeweiht, im maurischen Stil mit seltsamen Türmchen errichtet, mein Großvater mütterlicherseits, der Freimaurer war, zeigte mir ein Foto. Von den Nationalsozialisten wurde das Gebäude abgerissen. An der Abrißstelle später das Kino, in dem ich als junges Mädchen oft war; ich sehe den beleuchteten Vorhang, höre den Gong, drei Schläge, wenn es dunkel wurde. Filme: »Wenn der weiße Flieder wieder blüht«, »Die Kraniche ziehen«, der russische Streifen.

Die Straßenbahn hält an der Orangerie. Kahl und wintertraurig liegt sie da, die Blumenrabatten sind mit Reisig zugedeckt, die Kübel mit den Palmen überwintern im Gewächshaus. Dann die Bahnhofstraße, hier stieg ich als Kind mit meiner Mutter aus, wenn wir zu

Tante Lisa, der Leiterin der Sekte der »Christlichen Wissenschaft«, in die Jägerstraße gingen. Hier war ich erst vor kurzem, besuchte in der Dr.-Wilhelm-Külz-Straße den Schriftsteller Hanns Cibulka.

Der Bahnhof. Die Treppen hinab, Bahnsteig 3, Richtung Halle. Der Zug fährt ein. Ich setze mich auf die Seite, von wo ich nach Schloß Friedenstein zurücksehen kann. Immer setze ich mich so, blicke auf die beiden Türme, bis sie allmählich entschwinden.

An diesem Tag aber, dem endgültig letzten Tag, dem des Abschieds von Gotha, sehe ich nicht zurück. Lehne den Kopf an das Polster, schließe die Augen, und als ich sie hinter Seebergen öffne, ist die Dämmerung schon in Dunkelheit übergegangen. Gotha ist ein abgeschlossenes Kapitel, ist Vergangenheit.

In den nächsten Jahren bin ich kein einziges Mal in Gotha. Die Stadt entfernt sich von mir, die Erinnerung verblaßt. So bleibt es über ein Jahrfüñft.

Dann die Zäsur. Mich erreicht eine Einladung zu einer Lesung. Ich werde ablehnen, das steht für mich fest. Wie kann man in seiner Heimatstadt lesen, in der man keine Bleibe hat und auf eine Unterkunft im Hotel angewiesen ist. Undenkbar.

Aber da ist noch etwas. Ich denke an die allererste öffentliche Lesung meines Lebens, ich muß fünfzehn oder sechzehn gewesen sein. Hanns Cibulka trägt in den oberen Räumen der in der ehemaligen Orangerie untergebrachten Heinrich-Heine-Bibliothek im abgedämpften Schein einer Leselampe Lyrik von Paul Éluard vor. Der mit Menschen gefüllte Raum, die atemlose Stille, der wunderbare, bis ins Körperinnere zu spürende Rhythmus der Gedichte, die Stimme des Vortragenden. Zum Schluß seine Polemik gegen das, was man im sozialistischen Realismus Lyrik nenne und das diesen Namen nicht verdiene. Unvergeßlich. Niemals kann ich da heranreichen.

Die Einladenden in Gotha sind die Heinrich-Heine-Bibliothek und Ingrid Seyfarth von der Buchhandlung Euchler in der Waltershäuser Straße. Und dann